Ein Jahr in Palästina
3. Bericht, April – Juni 2017

Ein Kampf für Freiheit und Würde

„Unsere Ketten werden gebrochen werden, bevor wir es sind, denn es liegt in der Natur des Menschen, auf den Ruf der Freiheit zu hören, was es auch kosten mag.“ (Marwan Barghouti)

Am 17. April, dem palästinensischen „Tag der Gefangenen“, starten 1500 palästinensische Gefangene in israelischen Gefängnissen einen der längsten und größten Hungerstreiks in der Geschichte der palästinensischen Gefangenenbewegung. Sie hungern für bessere Haftbedingungen, mehr Familienbesuche und bessere medizinische Versorgung. Aber ganz besonders für das Ende der Verwaltungshaft.
Ich kenne zu viele Menschen, deren Vater, Bruder oder Sohn seit Jahren in Verwaltungshaft sitzt, ohne gegebenen Grund und ohne Anklage. Ohne Anklage gibt es keinen Prozess, der einem Klarheit verschaffen würde, weshalb man diese Tortur über sich ergehen lassen muss, der einem Klarheit verschaffen würde, wann es endlich ein Ende haben wird, der einem die Möglichkeit geben könnte, sich mit Hilfe eines Anwalts zu verteidigen. Also hofft man und wartet, nur um alle sechs Monate wieder enttäuscht zu werden, wenn die Haft aus unbegreiflichen „Sicherheitsgründen“ wieder um ein halbes Jahr verlängert wird. Zur Zeit befinden sich etwa 6500 Palästinenser als politische Gefangene in israelischen Gefängnissen, darunter auch Kinder, Frauen, gewählte Amtsträger und Journalisten.

Ausgerufen wurde der Streik von Marwan Barghouti, einem der berühmtesten Palästinenser in israelischer Haft. Als Mitglied der palästinensischen Partei Fatah will er bei den nächsten Präsidentschaftswahlen kandidieren und die Nachfolge Mahmoud Abbas‘ antreten, wobei er von vielen Palästinensern großen Rückhalt genießt.
Barghouti war einer der Anführer der zweiten Intifada, während der er von einem israelischen Gericht zu lebenslänglicher Haft verurteilt wurde.
In der Erklärung, die er einen Tag vor Ausruf des Streiks verfasst, stellt er seine Gründe für diesen dar und schreibt unter Anderem:
„Hungerstreiken ist die friedlichste Form des Widerstands. Es fügt nur denen Schmerzen zu, die teilnehmen und deren Liebsten, in der Hoffnung vereint, dass ihre leeren Bäuche und das Opfer, das sie bringen helfen werden, die Nachricht außerhalb der Grenzen ihrer dunklen Zellen zum Ertönen zu bringen. Jahrzehntelange Erfahrung hat gezeigt, dass Israels unmenschliches System der kolonialen und militärischen Besatzung darauf abzielt, die Seele des Gefangenen und des Volkes, dem sie angehören, zu brechen. (…) Trotz dieser Behandlung werden wir nicht aufgeben.“ (Marwan Barghouti)
https://www.nytimes.com/2017/04/16/opinion/palestinian-hunger-strike-prisoners-call-for-justice.html?_r=0

Und wie reagiert diese militärische Besatzung auf mehr als 1500 in ihren Gefängnissen hungernden Gefangenen? Mit Ignoranz. Es scheint, als würde die israelische Regierung den Streik übersehen – er wird nicht angesprochen und in beinahe keinem Medium thematisiert. Nur einmal, da zerreißen sich Politiker und Medien das Maul über den Heuchler, den Lügner Barghouti, der heimlich Kekse in seiner Zelle isst, nachdem die israelische Gefängnisverwaltung ein vermeintliches Video veröffentlichte, das dies bestätigen soll.

Wider Erwarten der israelischen Öffentlichkeit geben die Hungerstreikenden nicht einfach einen bereits dreieinhalb Wochen andauernden Hungerstreik wegen eines derartigen Videos auf, vergessen nicht wofür sie hungern und wofür sie kämpfen. Zur großen Überraschung und Enttäuschung der breiten Öffentlichkeit Israels lässt sich der Wille der Gefangenen und die Unterstützung der Palästinenser so leicht nicht brechen, nicht durch ein Video, das angeblich beweisen soll, dass ihr Anführer Kekse gegessen hat und schon gar nicht durch den verlockenden Geruch des Grillfestes, das israelische Siedler vor einem Gefängnis mit streikenden Insassen veranstalteten.

Palästinenser in der Westbank und Gaza rufen zu Solidaritätsbekundungen mit den Hungerstreikenden auf. Ihr Anliegen soll an die Weltöffentlichkeit gebracht werden. Überall in der Westbank werden Zelte aufgebaut, geschmückt mit Bildern der streikenden Gefangenen, Zitaten und Parolen. Hierher kommen die Menschen zum Beten oder sitzen auf den aufgestellten Stühlen – als Zeichen der Solidarität. Es werden Tage ausgerufen, da streikt man in Solidarität mit den Gefangenen und nimmt 24 Stunden lang wie sie nur Wasser und Salz zu sich. Zum Freitagsgebet versammeln sich die Männer vor der Mauer und beten, ihr und dem was dahinter ist den Rücken zugewandt.

Solidaritätszelt auf dem Platz vor der Geburtskirche

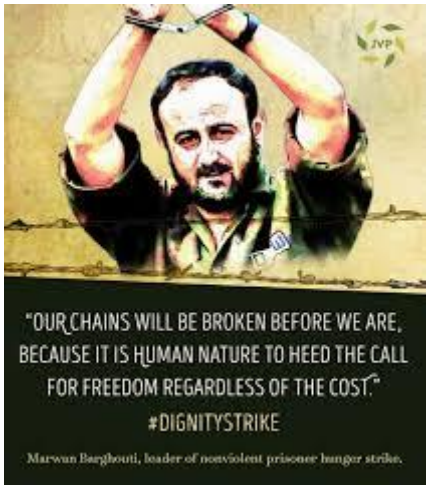
Täglich wird demonstriert, in Nablus, in Jenin, Ramallah und Bethlehem. Die Menschen gehen auf die Straße, halten Plakate mit den Gesichtern Barghoutis und anderer hungerstreikender Gefangenen in die Höhe, tragen gestreifte Häftlingskleidung und singen alte Freiheitslieder.
Von Woche zu Woche werden die Demonstrationen größer, und die Reaktionen des israelischen Militärs heftiger. War es am Anfang nur etwas Tränengas, das in die Menge der Demonstranten geschossen wurde, so hört man die Schüsse der teilweise vier Stunden anhaltenden Clashes am Ende bis zu uns nach Hause.
Bis es am 19. Mai eskaliert: An diesem Freitag verhalten sich die Soldaten alarmierend ruhig, nachdem sie der Demonstration mit etwas Tränengas ein Ende bereitet haben. Dann stehen sie da und lassen die Jungen gewähren, die anfangen, mit Steinen zu werfen. Auf einmal sieht es so aus, als würden die Palästinenser untereinander kämpfen, da hört man es schon rufen: „Musta'ribeen,

Musta'ribeen!" Musta'ribeen (= „Die, die wie Araber wirken") werden Mitglieder einer israelischen Spezialeinheit genannt, die sich, als Palästinenser getarnt für längere oder kürzere Zeit in die Gesellschaft eingliedern, um Informationen von innen zu sammeln. Sie drücken die palästinensischen Jungen zu Boden, bis die Soldaten angerannt kommen, die sich zuvor noch so zurückgehalten haben und die Palästinenser mit sich zur Mauer zerren.
Fünf Jungen und ein Aktivist werden an diesem Tag allein in Bethlehem verhaftet. Abends lese ich in den Nachrichten, dass nicht nur Familien von hier Verhaftungen verkraften müssen, die Musta'ribeen haben sich überall in der Westbank unter die Steine werfenden Jugendlichen gemischt.

Demo zur Mauer

Tränengas

Nach 40 Tagen endet der Streik am ersten Tag des muslimischen Fastenmonats Ramadan. Er endet nach Verhandlungen des Roten Kreuzes und der Palästinensischen Autonomiebehörde mit der Zustimmung Israels, zwei Familienbesuche im Monat zu gewähren, solange die Palästinensische Autonomiebehörde dafür aufkommt. Er endet mit 18 Hungerstreikenden im Krankenhaus. Nach wie vor sitzen tausende Palästinenser wegen politischer Aktivität in israelischen Gefängnissen, nach wie vor warten hunderte in Verwaltungshaft auf einen Prozess.



Al-Nakba

Es ist der 15. Mai, Nakba Day. Der Tag der Katastrophe.
Vor 69 Jahren wurde die Unabhängigkeit des Staates Israel verkündet.
Vor 69 Jahren begann der erste arabisch-israelische Krieg, der 15 Monate dauerte und damit endete, dass das Gebiet, das im UN-Teilungsplan von 1947 als jüdischer Staat Israel vorgesehen war, um 50% vergrößert wurde.
Vor 69 Jahren wurden etwa 750000 Palästinenser zu Flüchtlingen und zehntausende zu Intern Vertriebenen. Keiner von Ihnen ging aus freien Stücken. Der Großteil der Flüchtlinge wurde vom israelischen Militär auf eine Weise vertrieben, die gegen die Prinzipien des internationalen Völkerrechts verstößt.

Mehr als drei Viertel der palästinensischen Dörfer innerhalb der Waffenstillstandslinie von 1949 wurden in dem Krieg zerstört, der in Israel stolz als Unabhängigkeitskrieg gefeiert wird. Hunderte Palästinenser starben bei Massakern und Übergriffen der israelischen Armee.
Häuser und Besitztümer palästinensischer Flüchtlinge wurden bereits vor Kriegsende jüdischen Immigranten, Organisationen, die die Immigration jüdischer Menschen vorantrieben und berühmten Zionisten und Militärbeamten als Belohnung überlassen. Man ging sogar so weit, Wälder auf den Ruinen der unfreiwillig verlassenen Dörfer zu pflanzen, um Land von palästinensischen Flüchtlingen dem jüdischen Nationalfond überschreiben zu können.

Im Juni 1948 wurde palästinensischen Flüchtlingen die Rückkehr in ihre Heimat durch Gesetz praktisch unmöglich gemacht. Einheimische palästinensische Araber mussten in der Lage sein, zu beweisen, dass sie sich am oder nach dem 14. Juli in Israel befunden haben oder der Nachkomme eines Palästinensers sind, auf den dies zutrifft. Konnten sie das nicht, galten sie als abwesend und so wurde ihnen das Recht auf ihr Eigentum und die Rückkehr in die Heimat abgesprochen.
In diesem Zusammenhang spricht das Zitat des israelischen Außenministeriums für sich selbst: „Die anpassungs- und überlebensfähigsten werden es in einem Prozess natürlicher Selektion schaffen, während andere krepieren. Einige werden sterben, doch die meisten werden zu menschlichem Abfall und sozial Ausgestoßenen werden und vermutlich die ärmste Schicht in der arabischen Gesellschaft bilden.“[State Archives, FM, 2444/19]

Dahingegen macht das israelische Gesetz es jedem Juden dieser Welt möglich, die israelische Staatsbürgerschaft zu erwerben - ein Geburtsrecht.

Heute finden überall in der Westbank Demonstrationen statt. Der Nakba Day steht für die Massenvertreibung- und Enteignung von Palästinensern während des Kriegs von 1948. Man demonstriert für die Rückbesinnung auf die Menschenrechte und die Rechtsstaatlichkeit. Man demonstriert für das Recht auf Rückkehr für die palästinensischen Flüchtlinge und Intern Vertriebenen zurück in ihre Häuser, zurück in ihre Städte, Dörfer, zurück in ihr Land.

Demo zur Mauer am Nakba-Day

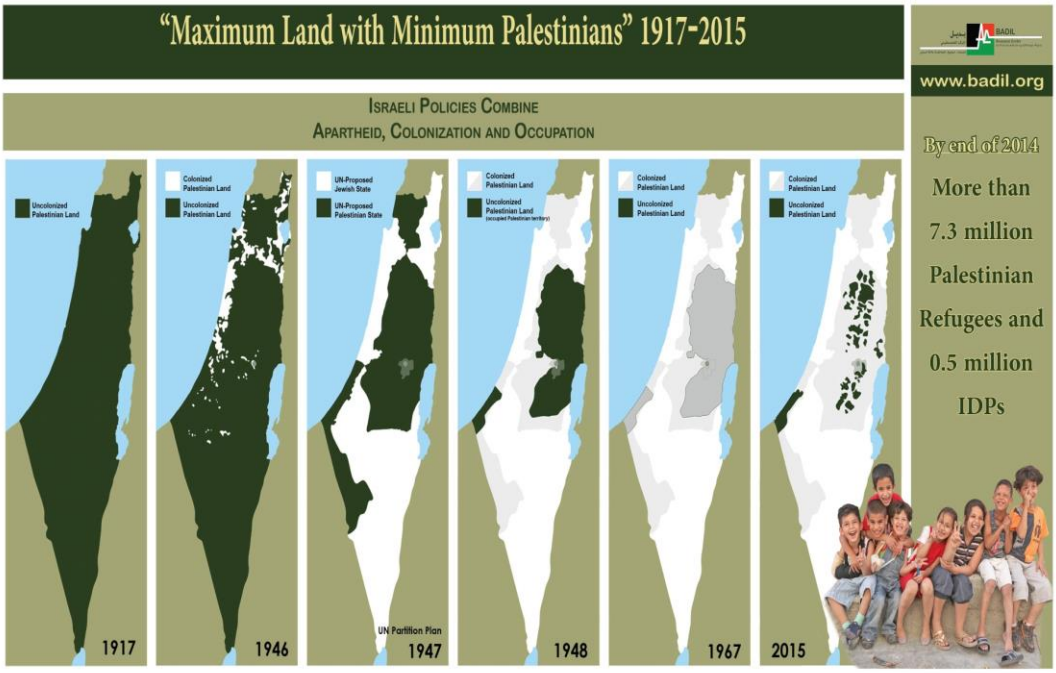
Auch in Bethlehem wird demonstriert: Wir laufen durch die Stadt, die Frauen tragen traditionelle Trachten, die Männer Kuffiye, auch Greta und ich tragen das schwarzweiß karierte Tuch. Ein Meer aus Palästinaflaggen und Schildern mit Fotos von Liebsten, die im Gefängnis sitzen oder durch Soldaten getötet wurden, läuft auf die Mauer zu. Wir kommen nicht dazu, vor ihr zum Stehen zu kommen, da wird schon die erste Blendgranate in die Menge geschossen. Alle rennen weg, die Straße runter, Männer, Frauen, Kinder. Kein Stein wurde geworfen, nichts ist passiert, das den Soldaten, die sich hinter der acht Meter hohen Betonmauer verstecken, einen Grund zum Schießen gegeben hätte. Wir sind nur im Sprechgesang auf die Mauer zugelaufen.
Beim Rennen rieche ich es: Tränengas. Ich drehe mich um und sehe den Militärjeep, wie er aus dem Tor in der Mauer geschossen kommt und mit dem wohlbekannten Klack-klack-Geräusch Tränengaskapseln im Rekordtempo schießt. Die Luft ist weiß, wie Nebel hängt der Schleier aus Gas über den Straßen und als ich Greta in eine Seitengasse ins Al-Azzeh-Camp folge, spüre ich die Effekte: Meine Augen brennen und wollen nicht aufhören zu tränen, bis ich fast nichts mehr sehe. Meine Lunge fühlt sich an, als würde sie verbrennen. Aus Panik atme ich immer heftiger, was es nur schlimmer macht. Ich halte mir die Kuffiye vors Gesicht, aber auch das hilft nichts.
Wir rennen zur Wohnung eines Freundes, nicht weit entfernt, aber die Tür ist abgeschlossen. Zum Glück öffnet sich da die Tür der Nachbarn und die Mädchen ziehen uns mit dem Aufschrei „Ach du meine Güte, die armen Ausländerinnen!“ zu sich in die Wohnung. Sie geben uns Zwiebeln, das Einzige was in unserer Situation hilft. Bloß nicht Mund und Gesicht mit Wasser abwaschen, das verstärkt das Brennen nur. Wir halten uns die Zwiebeln unter die Nase und die Augen, atmen den Geruch ein, der plötzlich so süß ist und tatsächlich hilft.
Draußen hört es nicht auf. Jetzt haben ein paar Jungen angefangen, Steine zu werfen, der Jeep fährt noch ein paar Mal die Straße hoch und runter, und schießt immer noch mehr Tränengas. Die ganze Straße ist voller Soldaten, die mit Rubber Bullets auf die schießen, die es wagen, in ihre Nähe zu kommen. Ein paar Jungen zünden Reifen auf der Straße an, jetzt ist da eine Mauer aus dickem schwarzen Qualm zwischen ihnen und den Soldaten.
Langsam beruhigt sich die Lage. Die meisten Demonstranten sind weg und es werden auch keine Steine mehr geworfen. Da öffnet sich das Tor wieder und herausgeschossen kommt ein Wasserwerfer. Hier werden die Tanks dieser Fahrzeuge im Gegensatz zu Deutschland nicht mit

normalem Wasser gefüllt, sondern mit skunk water, mit Chemikalien versetztem Abwasser. Der Tank fährt zweimal die gesamte Straße hoch und runter und besprüht präzise jeden Fleck auf der Straße, jeder Häuserwand und jeder Seitengasse. Wird man von skunk water getroffen, muss man ins Krankenhaus, weil sich Wunden böse entzünden können und kann auch direkt jegliche Körperbehaarung abrasieren, da der Gestank nicht mehr auszuwaschen ist. Also rennt man so schnell man kann. Der Geruch wird hier noch eine ganze Zeit in der Luft hängen. Ein Junge wird voll eingesprüht.
Am Abend gehen wir über die jetzt verlassene Straße. Sie ist übersät mit Rubber Bullets und Tränengaskanistern.
Wieder eine Demonstration, die im Keim erstickt wurde.

Tränengas

Skunk Water

Der 15. Mai markiert symbolisch den Tag einer nicht endenden Katastrophe. Ganz nach dem Motto größtmögliche Fläche an Land mit kleinstmöglicher Anzahl an Palästinensern, umfassen die palästinensischen Gebiete gerade noch 6020 qkm, während sich der Staat Israel auf 20766 qkm ausbreitet. Selbst die Westbank besteht zu 62% aus C-Zone, die unter israelischer Kontrolle steht. Palästinensisch kontrolliert sind nur 18%, die A-Zone. Die restlichen 20% stehen als B-Zone unter geteilter Verwaltung. Faktisch bedeutet das, dass sich hier keiner um irgendetwas kümmert. Besonders Palästinensern, die in der C-Zone leben, wird das Leben durch israelische Regelungen so unerträglich gemacht, dass einige sogar „freiwillig“ gehen. Von Angriffen des Militärs, Häuserzerstörungen, Landbeschlagnahmungen und dem Bau und der Erweiterung jüdischer Siedlungen wird täglich berichtet.



Viele meiner Freunde stammen aus den drei Flüchtlingslagern in Bethlehem: Dheishe, Aida und Azzeh. Wenn ich sie frage, wo ihre Heimat ist, variieren die Antworten. Sie sagen Haifa, Jaffa, Beit Jubrin. Eines haben alle diese Orte gemeinsam, sie liegen außerhalb der Grenzen von ´48, innerhalb Israels. Das sind die Städte und Dörfer, aus denen die Großeltern und Eltern meiner Freunde vor 69 Jahren vertrieben wurden, Häuser, in denen heute andere Familien leben oder die zerstört wurden, Dörfer, die einem israelischen Nationalpark weichen mussten. Bis heute leben sie in Flüchtlingscamps, die längst viel zu klein geworden sind für all die Nachkommen der Menschen, die 1948 geflohen sind. Denn jeder Nachkomme eines Flüchtlings gilt automatisch auch als solcher und ist Eigentümer der Flüchtlingsregistrierungskarte.
66% der palästinensischen Gesamtbevölkerung gelten heute als gewaltsam Vertriebene. Das sind über sieben Millionen Menschen.

Ein Freund von mir, der im Dheishe Camp aufgewachsen ist und ein Dorf in der Nähe von Haifa sein Zuhause nennt sagte vor ein paar Wochen zu mir: „Ich will niemanden ins Meer stoßen, will niemanden vertreiben. Ich will nur das genießen, was mir genommen wurde. Ich will es nur genießen können.“

Ein Ausflug in die Golanhöhen

Wir leben jetzt seit fast einem Jahr unter Besatzung, das heißt für uns Wasserprobleme, Checkpoints, die ständige Präsenz von Soldaten und die Mauer, die sich durch die Landschaft und an den Städten entlang schlängelt. Hier in der Westbank ist sie nicht zu ignorieren.
Bei einem Trip in die Golanhöhen, dem von Israel kontrollierten Teil Syriens nördlich des See Genezareth, merken wir, dass Besatzung nicht zwangsläufig Wasserrationierung, ewiges Warten an Checkpoints und die Präsenz der Mauer heißen muss.

Meine Freundin Hannah aus Deutschland ist zu Besuch und so verbringen sie, Greta und ich hier ein Wochenende, sehr nah am Libanon und an Syrien.

Unser erster Stopp ist Metula, ein kleines Dorf direkt an der Grenze zum Libanon. Israel und der Libanon befinden sich miteinander im Krieg, also überrascht der riesige Zaun, der uns die Sicht ins andere Land versperrt, nicht. Wir steigen einen Hügel hinauf und können jetzt die Berglandschaft des Libanon bestaunen. Die Vorstellung, dass wir von hier vermutlich in einem Tagesmarsch nach Beirut laufen könnten, wäre da nicht dieser Zaun, ist verrückt. Wollten wir wirklich von hier in den Libanon, müssten wir zuerst nach Jordanien und von dort aus fliegen, mit einem zweiten Pass, weil uns die Einreise mit unserem israelischen Visumsstempel sicher verwehrt würde. Also bleibt es dabei, die Aussicht zu genießen.

Blick auf den Libanon

Als wir aufbrechen fahren längst keine Busse mehr und es wird schon langsam dunkel, also strecken wir den Daumen raus und prompt hält ein Auto an, das uns ein Stück unseres Weges zum Hostel in Odem mitnimmt. Da die Busse hier im Norden nur sehr selten und unregelmäßig fahren werden wir in den nächsten Tage noch von vielen Leuten im Auto mitgenommen und von einigen sogar zum Tee oder schwimmen unter einem abgelegenen Wasserfall eingeladen.

Am nächsten Morgen trampen wir nach Majdal Shams, ein drusisches Dorf im Norden der Golanhöhen, direkt am Grenzzaun zu Syrien gelegen.
Im Sechstagekrieg von 1967 eroberte Israel die syrischen Golanhöhen und vertrieb beinahe die gesamte arabische Bevölkerung dieses Landstrichs. Ihre Dörfer wurden zerstört und beinahe sofort begann man mit der Besiedlung des Gebiets durch jüdische Israelis. Nur die Drusen durften bleiben. Das Drusentum ist eine Religionsgemeinschaft. Unser Fahrer, der aus Majdal Shams kommt, erklärt uns, dass man hier dem Staat gegenüber loyal ist, in dem man zur Zeit lebt, um als Minderheit überleben zu können.

Wir stehen auf dem „Shouting Hill“ am Stadtrand von Majdal Shams. Direkt unter uns der Zaun, der uns von der anderen Seite trennt. Als es noch kein Internet gab, kein Whatsapp, kein Facebook, da standen die Bewohner von Majdal Shams hier und haben durch Megaphone ihren Liebsten, von denen sie, wie vom Rest Syriens, 1967 abgeschottet wurden, zugerufen.
14 Jahre später annektierte Israel die Golanhöhen, was bis heute von keinem Staat anerkannt wird. Im Zuge dessen wurde den Bewohnern von Majdal Shams die israelische Staatsbürgerschaft angeboten. Die Reaktion auf die Annexion und das Angebot: Ein 19 Wochen andauernder Generalstreik, der nicht einmal durch Blockaden des israelischen Militärs und den Versuch des gewaltsamen Aufzwingens des Passes erschüttert werden konnte.

Grenzzaun zu Syrien

Was wir vom Shouting Hill und auch vom Mount Bental, den wir etwas später weiter südlich besteigen, aus sehen ist nicht direkt Syrien. Wir schauen auf die von der UN kontrollierte Waffenstillstandslinie, die die von Israel besetzten Golanhöhen und Syrien voneinander trennt. Vom erloschenen Vulkan Mount Bental haben wir einen atemberaubenden Blick über den Golan, die Berge des Libanon den Schnee auf dem Mt. Hermon und Syrien – ein Land in dem gerade ein Bürgerkrieg tobt.

Blick von Mount Bental auf Mount Hermon und Syrien

Abends im Hostel erzählen die Anderen von ihrem Tag. So auch ein Kanadier mit libanesischen Wurzeln, der heute Morgen noch den Plan hatte, den Gipfel des Mount Hermon zu besteigen. Die Südseite des Berges liegt in Israel und ist der einzige Ort, an dem Israelis im Winter ihre Ski zum Einsatz bringen können. Die Nordseite ist bereits syrisch, während der Gipfel unter Kontrolle der UN steht. Beim Aufstieg wurde er vom israelischen Militär abgefangen, die ihn auf einem Monitor erspäht hatten und für einen syrischen Terroristen hielten. Drei Stunden wurde er festgehalten und befragt, der weitere Aufstieg, um die wunderschöne Aussicht vom Gipfel zu genießen, wurde ihm verwehrt.

Wenn wir so an der Straße stehen und darauf warten, dass uns jemand mitnimmt, wird uns erst bewust, dass fast jedes dritte Auto, das da an uns vorbeifährt ein Militärjeep ist. Nachts hört man Schüsse – nur eine Übung. Auf dem Mount Bental kann man noch die unterirdischen Tunnel und Schützengräben des Yom-Kippur-Kriegs sehen. Stolz stellen Soldaten aus Blech die Kampfszenen des Kriegs, in dem Israel um die besetzten Golanhöhen gegen Syrien gekämpft hat, dar.
Die meisten Grünflächen sind umzäunt und auf Schildern wird vor dem Betreten wegen Minengefahr gewarnt.

Also doch, man spürt die Besatzung, auch wenn man durch keinen Checkpoint muss, um ins besetzte Gebiet zu kommen, wie jetzt, als ich das Drehkreuz passiere, um wieder auf „meine“ Seite der Mauer zu kommen. Wo ich nicht leugnen muss, was ich eigentlich hier mache, mich rundum wohl- und seltsam freier als in Israel fühle.